

Kapitel 6

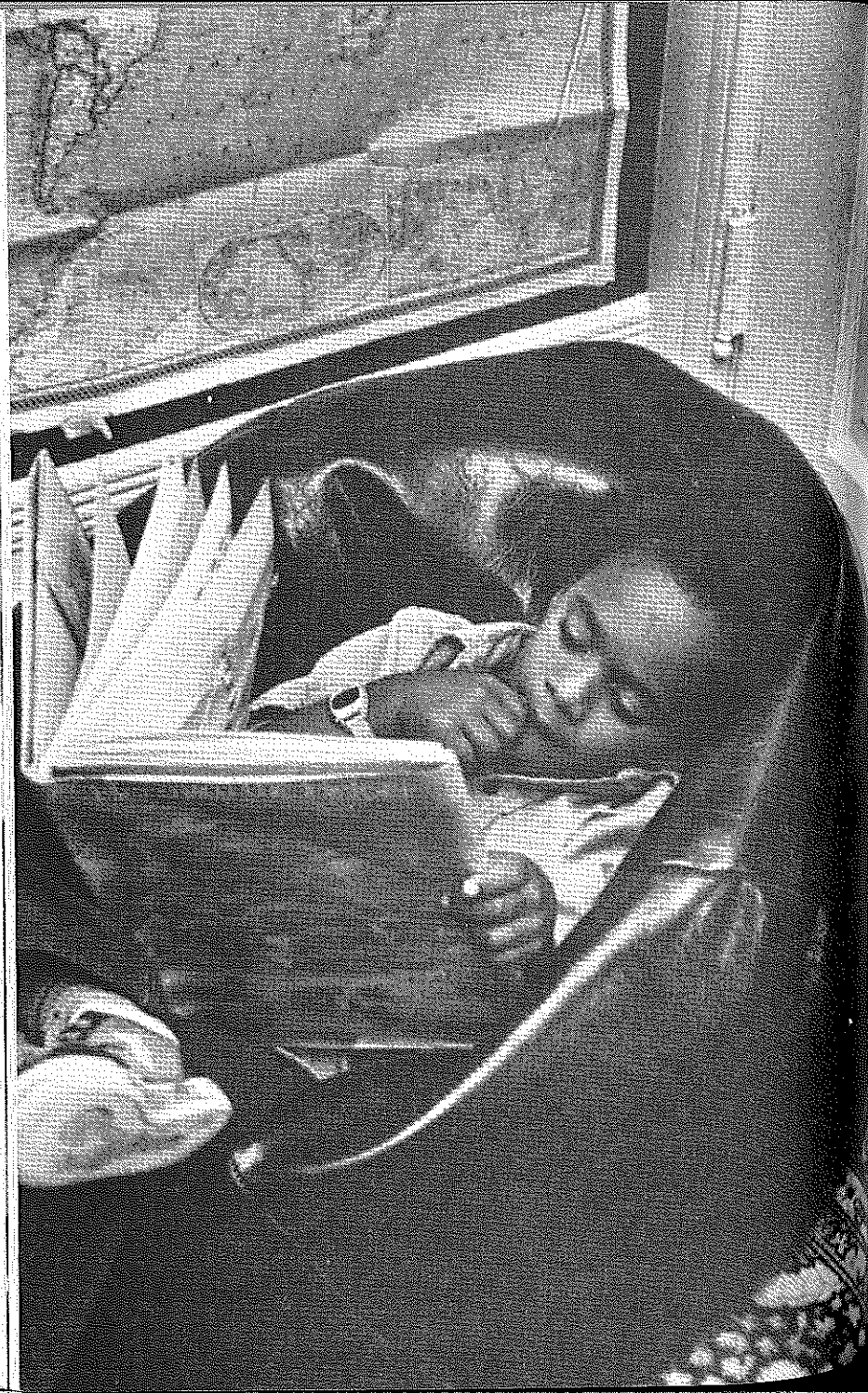
Buch, Radio und Fernsehen im Vergleich

„Das Medium ist die Botschaft.“ Marshall McLuhan meinte damit, daß jedes Medium die Köpfe der Menschen beeinflußt, unabhängig davon, welcher Inhalt gerade durch das Medium vermittelt wird. In den früheren Kapiteln haben wir gesehen, daß Fernsehen z.B. den Kindern heutzutage bestimmte geistige Fähigkeiten vermittelt, die jenen fehlen, die vor der Verbreitung dieses Mediums aufgewachsen sind. (Die Kapitel 7 und 8 werden zeigen, wie die kognitiven Fähigkeiten, die durch das Fernsehen entwickelt werden, Kindern dabei helfen können, mit den neueren Medien wie Videospiele und Computern umzugehen.)

Die meisten Leute, die sich über die Auswirkungen des Fernsehens auf Kinder sorgen, vergleichen implizit oder explizit das Fernsehen mit dem Medium Text. Da ist etwa die Rede davon, die Kinder könnten überhaupt nicht mehr lesen und das Fernsehen sei schuld daran. Nun basiert unser ganzes Erziehungssystem auf dem Buchdruck und dem Lesen. Es ist eine verbreitete Ansicht, daß das Buch das intellektuell höherstehende, anspruchsvollere Medium sei. Im Vergleich damit würde das Fernsehen Kinder passiv, geistlos und phantasielos werden lassen.

Historisch gesehen folgt allerdings auf das Medium Buch nicht etwa das Fernsehen, sondern der Rundfunk, das Radio. Heute ist der Rundfunk in den USA ganz und gar auf Musik spezialisiert; es gibt kaum Kinderprogramme und nur wenige Kinder hören einem solchen zu. Aber für die Generation vor der Verbreitung des Fernsehens, die ‚fernsehlose‘ Generation, war das Radio ein einflußreiches Medium. Wenn wir herausfinden wollen, welche psychologischen Veränderungen das Fernsehen bewirkt hat, sollte man es nicht nur mit dem Buch, sondern auch mit seinem unmittelbaren historischen Vorgänger, dem Radio, vergleichen.

Es könnte ja sein, daß gedruckte Texte, Radio und Fernsehen bei ihren Nutzern unterschiedliche psychologische und soziale Prozesse bewirken. Um diese Möglichkeit zu prüfen, werde ich im folgenden herausarbeiten, was jedes Medium – psychologisch gesehen – dem vorangegangenen *hinzufügte*. Dies könnte einiges Licht auf den unterschiedlichen Beitrag werfen, den jedes Medium zur menschlichen Entwicklung leisten kann.



Gedruckte Texte und kognitive Prozesse

Der Buchdruck war die erste Technologie der Massenkommunikation. Er war keineswegs das erste symbolische Medium der menschlichen Kommunikation. Mündliche Sprache und direkte face-to-face-Kommunikation gab es natürlich längst zuvor. Wir müssen daher zuerst fragen, was der Buchdruck *mehr* bot als die direkte Kommunikation von Angesicht zu Angesicht, was er quasi der mündlichen Kommunikation hinzufügte – immer bezogen auf die Auswirkungen für die menschliche Entwicklung.

Ein offensichtliches Merkmal der Print-Medien ist ihre Möglichkeit, Information zu speichern und damit Wissen zu akkumulieren. Die Erfindung des Buchdrucks eröffnete jedem Menschen, der lesen konnte, einen Zugang zu einem viel größeren Wissensschatz, als dies in einer Kultur ohne Schrift und Buchdruck möglich gewesen war. Ein weiterer Punkt ist, daß Lesen- und Schreibenlernen die Denkprozesse beeinflusst, also die Art und Weise, wie man Dinge ordnet und klassifiziert, Schlüsse zieht und Dinge behält.

In den meisten Kulturen hängt die Fähigkeit zum Lesen und Schreiben automatisch mit einem Schulsystem zusammen; deshalb ist es nicht möglich, die Effekte des Umgangs mit Texten von den Wirkungen der formalen, institutionalisierten Erziehung zu trennen. Nun gibt es aber in Liberia eine kulturelle Gruppe, die *Vai*, die ein Schriftsystem außerhalb des Kontextes einer schulischen Erziehung pflegt. Zwei einflussreiche Forscher, Sylvia Scribner und Michael Cole, führten bei den *Vai* eine Studie durch, um die psychologischen Auswirkungen des Alphabetismus (getrennt von den Effekten einer formalen Erziehung) zu untersuchen (Scribner & Cole 1981).

In der *Vai*-Kultur findet man drei verschiedene Formen von Alphabetismus, jede verbunden mit einer speziellen Lernweise und einer besonderen Anwendung. Erstens gibt es die *Vai*-Schrift, die von den Erwachsenen informell erworben wird; zweitens gibt es das Arabische, das die Kinder in den Koran-Schulen lernen; und drittens gibt es Englisch, das in Schulen gelehrt wird, die nach europäischem Muster aufgebaut sind. Diese Situation erlaubt es also, die psychologischen Konsequenzen von verschiedenen bedingten Formen des Erwerbs und des Gebrauchs von Lesefähigkeiten zu erfassen. Überdies gibt es bei den *Vai* auch eine Kontrollgruppe – die Mehrheit der Bevölkerung –, die keine Gelegenheit hatte, irgendeine Art von Lesefähigkeit zu erlernen.

Das wichtigste Ergebnis der Untersuchungen von Scribner und Cole: Es zeigte sich nur ein geringer allgemeiner Effekt des Alphabetismus – der

„print literacy“. Aber es zeigte sich auch, daß die verschiedenen Arten des Alphabetismus, jede mit ihrer eigenen Lernmethode und Anwendungsweise, unterschiedliche Effekte nach sich zogen.

Verbales Erklären und Unterrichten. „Englische“ Lese- und Schreibfähigkeit, die in der Schule erlernt wurde, verbesserte z.B. die allgemeine Fähigkeit, verbal etwas zu erklären. Da der Umgang mit Texten in Arabisch und in der *Vai*-Sprache diesen Effekt nicht bewirkte, kann es nicht die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben an sich sein, die eine Fähigkeit, Erklärungen zu formulieren, fördert; das (gut) Erklärenkönnen muß auf andere Aspekte des Unterrichts zurückgehen. Scribner und Cole messen besonders der spezifischen Lehrer-Schüler-Kommunikation im Unterricht Bedeutung bei: Lehrer stellen Fragen und geben den Schülern damit Gelegenheit, Erklärungen zu formulieren, z.B. durch Fragen wie „Wie bist Du gerade auf diese Antwort gekommen?“

Daß das formale, institutionalisierte Erziehungssystem und nicht das Lesen- und Schreibenlernen allein derart allgemeine intellektuelle Fähigkeiten fördert, ist von großer erzieherischer Bedeutung. Es folgt daraus z.B., daß gedruckte Texte, daß Print-Medien erzieherisch gesehen, nicht a priori höherwertige, überlegene Medien sind. Für die Erfolge von Unterricht erweist sich vielmehr das, was sich zwischen Lehrer und Schülern abspielt, als wichtiger als das Lehr-/Lern-Medium. Wie wir in Kapitel 5 gesehen haben, beeinflusst das Gespräch mit einem Erwachsenen in einem erheblichen Maße, was Kinder aus einer Fernsehsendung lernen. Sinnvoll in Dialog und Diskussion eingebettet kann das Fernsehen die Rolle übernehmen, die traditionell dem Text eingeräumt wird, denn ohne einen solchen Kontext verlieren auch Texte ihre Kraft als Medien im Erziehungsprozeß. Ich werde auf dieses wichtige Thema weiter unten zurückkommen, vor allem in Kapitel 9, in dem ich für einen stärkeren Einsatz elektronischer Medien in der Schule plädiere.

Briefeschreiben und sprachliche Bestimmtheit. Die *Vai* benutzen sowohl Englisch als auch die *Vai*-Sprache, aber nicht Arabisch, wenn sie Briefe schreiben. (Arabisch wird vor allem benutzt, um den Koran auswendig zu lernen.) In einem Experiment ließ man die Versuchspersonen einen Brief diktieren, der Anweisungen enthalten sollte, wie man ein neues Brettspiel zu spielen hatte oder wie man den Weg zum Haus des Diktierenden finden konnte. Die Forscher gingen davon aus, daß die per Brief zu vermittelnde Information zu einem größeren Teil sprachlich explizit gemacht werden mußte, als es in einer direkten Kommunikationssituation erforderlich

wäre, wo Gestik und andere nonverbale Mittel einen Teil der Botschaft übernehmen können. Wenn man z.B. ein Brettspiel zu erklären hat, kann man die Spielfiguren identifizieren, indem man mit einem Finger darauf zeigt; in einem Brief dagegen müssen sie verbal beschrieben werden. Diese Vermutung wurde durch die Ergebnisse bestätigt. Sowohl Versuchspersonen, die die Vai-Schrift beherrschten, als auch solche, die Englisch schreiben konnten, verwendeten in ihren diktierten Briefen mehr explizite verbale Informationen als Analphabeten. Es gab aber keinen Unterschied zwischen den Analphabeten und jenen Versuchspersonen, die in arabischer Schrift bewandert waren. Wieder einmal waren nicht Merkmale des Print-Mediums selbst verantwortlich für diesen Effekt, sondern der Umgang mit dem Medium: Die Tatsache, daß die Vai geschriebenes Vai und geschriebenes Englisch benutzten, wenn sie mit anderen durch Briefe kommunizieren wollten.

Schriftsprache und gesprochene Sprache. Die geschriebene Sprache wird als historisch bewahrender angesehen als die gesprochene Sprache. Alte Wendungen und Ausdrucksweisen, die aus der Sprechsprache verschwunden sind, erhalten sich in der geschriebenen Sprache. Daraus ergibt sich eine interessante Fragestellung: Wird die Art und Weise, wie eine schreibkundige Person spricht, durch die Schriftsprache mit ihren eher archaischen altmodischen Formen geprägt? Steven Reder, ein Linguist und Mitarbeiter von Scribner und Cole, fand heraus, daß ein bestimmter Laut (ein „l“ in der Wortmitte) dabei war, aus der gesprochenen Vai-Sprache zu verschwinden. Er verglich nun die Sprache von Alphabeten und Analphabeten im Hinblick auf diesen Laut und fand heraus, daß die Schreibkundigen ihn häufiger verwendeten als die Analphabeten. Nun ist die Häufigkeit eines bestimmten Lautes nicht unbedingt ein alles entscheidender Effekt des Lesen- und Schreibenkönnens. Das Prinzip aber ist wichtig: Ein Kommunikationsmedium (in diesem Falle die Schrift) kann den Kommunikationsstil einer Person in einem anderen Medium (in diesem Falle Sprechsprache) beeinflussen.

Man kann den Befund von Reder auf die Massenmedien übertragen. Radio und Fernsehen, beide eher mündliche als schriftliche Kommunikationsformen, wirken sich vermutlich auf die Sprache nicht so bewahrend aus wie Texte. Es kann also sein, daß sich unter ihrem Einfluß die gesprochene Sprache schneller verändert, als es der Fall war, als die Massenkommunikation vor allem über gedruckte Texte erfolgte. Diese schnellere Veränderung könnte man für den verbreiteten Eindruck verantwortlich machen, daß sich unsere Sprache in immer schnellerem

Tempo verschlechtert und daß die Kinder die Sprache weniger gut beherrschen als die Älteren. Eine Veränderung der Sprache kann man als Verschlechterung des Niveaus interpretieren, das früher erreicht wurde. Je schneller die Veränderung stattfindet, um so dramatischer erscheint der Abbau. Historisch gesehen kann jedoch die Abweichung von heute der Standard von morgen sein.

Alphabetismus und soziale Interaktion

Mallory Wober (1967) untersuchte die sozialen Auswirkungen des Alphabetismus in Nigeria. Dort wohnten Fabrikarbeiter unter sehr verschiedenen Lebensbedingungen. Die einen lebten in einer städtischen afrikanischen Umgebung mit hoher Bevölkerungsdichte, viel Leben auf den Straßen, Lärm und überall plärrender Musik. Die anderen wohnten in einer Vorstadtsiedlung nach europäischem Stil, die von der Firma gestellt wurde. Man hatte Abstand zum Nachbarn, es war ruhig, Bäder und Küchen waren qualitativ gut eingerichtet und installiert. Wober ermittelte, daß ein Grund für die Wahl dieser letztgenannten Umgebung der Wunsch nach Ruhe und Muße zum Lesen war. Lesenkönnen (print literacy) schien also ein Faktor zu sein, der diese Arbeiter eine Umgebung ablehnen ließ, die sich durch einen hohen Grad an sozialem Kontakt auszeichnete.

Wenn dieses Ergebnis eine Gültigkeit für Alphabetismus allgemein hat, dann dies, daß Lesen und Schreiben(-Können) echte, ursprüngliche Medien der sozialen Isolation sind. McLuhan hatte dies bereits vor 20 Jahren bemerkt: „Wir sind in unserem alphabetischen Milieu nicht besser auf eine Begegnung mit dem Radio oder Fernsehen vorbereitet, als der Eingeborene von Ghana fähig ist, mit dem Alphabetentum fertig zu werden, das ihn aus der Welt der Stammesgemeinschaft herausreißt und in der Absonderung des Einzelmenschen stranden läßt“ (McLuhan 1970, S. 26). Die Schrift war das erste Kommunikationsmedium, das für seinen erfolgreichen Gebrauch Alleinsein verlangt.

Daran sollte man sich erinnern, wenn wir heute die Klagen hören, Fernsehen, Videospiele und Computer würden die Menschen voneinander isolieren. Das Problem wird damit zwar nicht kleiner, aber in den historischen Zusammenhang gestellt. Forschungsergebnisse zu den Auswirkungen des Fernsehens auf das Sozialverhalten von Kindern ergeben allerdings, daß Fernsehen keine Auswirkung auf die Zeit hat, die Kinder mit anderen verbringen (Murray 1980).

Buch, Radio und Fernsehen im Vergleich

Im folgenden geht es nun um etwas ganz anderes als bei den Untersuchungen von Cole und Scribner über Alphabetismus. Kathy Pezdek und Ariella Lehrer (1983) untersuchten, ob beim Lesen, Radiohören und Fernsehen die gleichen kognitiven Prozesse ablaufen. Eine Gruppe von Zweit- und Sechstkläßlern mußte eine Geschichte aus einem Bilderbuch laut vorlesen und dann eine andere Geschichte als Radiosendung anhören. Eine zweite Gruppe las ebenfalls eine Geschichte laut und sah dann eine andere im Fernsehen. Nach jeder Geschichte hatten die Kinder verschiedene Fragebögen zur Prüfung von Verständnis und Erinnerung auszufüllen.

Es ergab sich eine positive Korrelation zwischen den Ergebnissen beim Zuhören und beim Lesen, sowohl hinsichtlich des Verstehens als auch des Erinnerns. Das heißt, ein Kind, das beim lauten Lesen gute Werte beim Verständnis- und Gedächtnistest erzielte, hatte auch gute Werte in diesen Leistungen beim Radiohören. Diese Ergebnisse legen die Vermutung nahe, daß sich die Fähigkeiten zur Informationsverarbeitung von Texten und Radiosendungen überschneiden. Der Grund liegt sehr wahrscheinlich darin, daß es sich in beiden Fällen um ausschließlich verbale Medien handelt.

Im Unterschied dazu gab es keine signifikante positive Korrelation zwischen den Ergebnissen beim Lesen und beim Fernsehen. Ein Kind, das die verfilmte Geschichte sah und mit guten Ergebnissen aufnahm, also gut verstand und gut behielt, mußte nicht notwendigerweise auch ähnlich gut in der Lese-Situation abschneiden. Die für die beiden Medien nötigen Fähigkeiten erwiesen sich also als relativ *unabhängig* voneinander.

Allerdings fanden vor kurzem Miri Ben-Moshe und Gavriel Salomon heraus, daß sich ein Training der Fernsehgewohnheiten positiv auf das Verstehen von Texten auswirkt. Sie leiteten Sechstkläßler dazu an, aktiver und aufmerksamer fernzusehen, indem sie ihnen während der Sendungen immer wieder Verständnisfragen zum Geschehen stellten (vgl. Salomon 1983a). Unter bestimmten Bedingungen fallen also doch Lesefähigkeit und Fernsehfähigkeit teilweise zusammen. Ob die verschiedenen Medien die gleichen (kognitiven) Prozesse stimulieren, scheint davon abzuhängen, *wie man das Medium jeweils nutzt*. Es gibt auch Forschungsergebnisse, nach denen sich unter bestimmten Umständen Fernsehen und Lesen einander ungünstig beeinflussen (vgl. Morgan & Gross 1982); doch muß dies keineswegs ein Indiz für einen grundsätzlichen Konflikt zwischen den

beiden Medien sein, sondern kann darauf zurückgehen, daß man aus alter Gewohnheit nicht aufmerksam, sondern oberflächlich fernsieht (Salomon 1983b). Ich werde auf diesen Punkt noch zurückkommen.

Pezdek und Lehrer verglichen weiter, wieviel jeweils von dem gelesenen Text und der Fernsehsendung verstanden und erinnert wurde. Aus der Testreihe ergab sich lediglich eine statistisch reliable Differenz zwischen Text und Fernsehen und zwar zugunsten des Fernsehens. Wenn es also um Lernen geht, verdient weder das Print-Medium Text seinen übertrieben guten Ruf noch das Fernsehen seinen schlechten.

Pezdek und Lehrer bekamen auch heraus, daß das Fernsehen besser verstanden und erinnert wurde als die Radiosendung. Dieses Ergebnis (das in anderen Untersuchungen auch von Jessica Beagles-Roos und J. Gat, von mir und anderen Forschern bestätigt wurde) ist deshalb besonders interessant, weil mehrere Tests rein verbaler Natur waren. Es zeigt, daß das Hinzufügen von bewegten Bildern die Erinnerung auch an eine verbal präsentierte Information erleichtert. Fernsehen ist also effektiver als Radio, wenn man Kindern Information übermitteln will.

Diese Experimente bestätigen die besondere Stärke des Fernsehens, wenn es um Lernen geht. Kinder scheinen intensiver, gründlicher zu lernen, wenn ihnen etwas auf dem Bildschirm gezeigt wird, als wenn sie es im Radio oder vom Tonband hören. Diese Stärke impliziert dann aber auch, daß die Macher von Fernsehprogrammen eine größere Verantwortung haben, und daß der Qualitätsanspruch höher sein muß als bei den älteren, traditionellen Medien.

Unterschiedliche Sprachstile in den Medien

Im Hinblick auf die Sprachverwendung ähnelt das Radio dem gedruckten Wort, während das Fernsehen der gesprochenen Sprache in der direkten Kommunikation von Angesicht zu Angesicht vergleichbar ist. Dies stimmt mit den Ergebnissen überein, daß Lesen und Radiohören etwa die gleichen Prozesse der Informationsverarbeitung verlangen, während das Fernsehen unter den üblichen Sehbedingungen andere Fähigkeiten voraussetzt.

Unschärfe Referenz. Meine Kollegen und ich führten eine Studie durch, um Radio und Fernsehen zu vergleichen (Greenfield 1982, Beagles-Roos & Gat 1983). Wir ließen jedes Kind eine Sendung hören oder

sehen und baten es dann, die Geschichte einem Erwachsenen wiederzuerzählen, der (– wie man dem Kind bedeutete –) die Sendung nicht kannte. Wir beobachteten einen interessanten stilistischen Unterschied: Wenn die Kinder eine Fernsehgeschichte erzählten, bezogen sie sich viel unschärfer auf die handelnden Personen als bei den Radiogeschichten.

Ein Beispiel für eine unscharfe Referenz ist die Verwendung eines Personalpronomens wie „sie“ oder „er“ ohne ein (voran-) gehendes Substantiv. Ein anderes Beispiel ist die Verwendung eines allgemeinen Ausdrucks wie „der Junge“ oder „die Frau“, ohne daß die Person zuvor genauer bestimmt wurde. Solche Wörter, Pronomina oder unspezifische Termini werden normalerweise verwendet, wenn die Identität der gemeinten Personen zuvor festgelegt wurde, entweder verbal (z.B. durch einen Eigennamen) oder nichtverbal (indem man auf die Referenzperson zeigt oder blickt). Unter diesen Umständen wird die Bezugsperson oder das Bezugsobjekt „alte“ Information; die Verwendung eines Pronomens oder eines allgemeinen Begriffs ist dann nicht mehr unscharf.

Ich glaube, daß die Unschärfe beim Erzählen der Fernsehgeschichten für den Erzähler selbst nicht existiert. Und ich nehme weiter an, daß der Erzähler ein Bild, ein visuelles Image, der handelnden Person im Kopf hat, wie er es im Fernsehen gesehen hat, und es deshalb als „alte“, bekannte Information betrachtet, auf die er sich konsequenterweise durch ein Pronomen oder einen allgemeinen Ausdruck beziehen kann. Das Problem ist natürlich, daß der Zuhörer die bildliche Vorstellung nicht sehen kann, die der Erzähler im Kopf hat. Deshalb ist vom Zuhörer aus gesehen die Verwendung eines Pronomens oder einer allgemeinen Bezeichnung unter diesen Umständen unscharf und übermittelt nicht ausreichend Information.

Erzählen nun die Kinder Geschichten, die sie im Radio oder vom Tonband gehört haben, fehlt ihnen ein solches Bild; aus diesem Grund erhalten ihre Nacherzählungen mehr verbal explizite Informationen. Diese Eigenschaft des Mediums Rundfunk ähnelt der Auswirkung des Alphabetismus bei den diktierten Briefen der *Vai*, wie wir dies oben beschrieben haben. Tatsächlich ist das Medium Radio strukturell ähnlich dem Schreiben: In beiden Fällen muß die Botschaft sich mit dem verbalen Symbolsystem begnügen und deshalb explizit sein. Keines der beiden Medien kann sich zur Entfaltung oder Entwicklung einer Botschaft visueller Kommunikation bedienen. In diesem wichtigen Punkt unterscheiden sich diese Medien von der face-to-face-Kommunikation und vom Fernsehen.

Die Verbindung von Fernsehen und vagen Referenzen kann ich nicht beweisen: Als Hochschullehrerin habe ich aber in den schriftlichen Arbeiten meiner Studenten ein außergewöhnliches Maß von unscharfen Referenzen festgestellt. Ich meine, daß dies eine Langzeit-Wirkung von häufigem Fernsehen, von *Vielsehen*, sein könnte. Anders formuliert: Der unmittelbare Effekt des Fernsehens, wie wir ihn in unserer Untersuchung festgestellt haben, könnte – immer und immer wiederholt – schließlich die Kommunikation im allgemeinen beeinflussen. Diese Kommunikationsweise mag bei der direkten Interaktion angemessen sein, wo die Teilnehmer oft sehen können, worüber sie reden; sie ist aber fehl am Platz beim Umgang mit Texten, wo nonverbale Hilfen fehlen.

Unschärfe Referenz im Fernsehen. Ein Grund, warum Kinder wie Erwachsene mit unscharfen Referenzen über Fernsehsendungen reden, kann darin liegen, daß dies typisch ist für die Art, wie in den Fernsehsendungen verbal kommuniziert wird. Ich wählte Übertragungen von Baseball-Spielen aus, um diese Vermutung zu überprüfen. Weil die gleichen Spiele oft sowohl im Fernsehen als auch im Radio übertragen wurden, konnte ich beide Sendungstypen aufzeichnen. Eine vergleichende Sprachanalyse der transkribierten Übertragungen eines Spieles bestätigte die vermuteten Unterschiede zwischen den beiden Medien.

In der Fernsehversion kamen mehr ungenaue Referenzen vor als in der Radioübertragung des jeweiligen Spieles. In mehr als der Hälfte der Fälle wurde z.B. die Identität eines Spielers, der gerade kommentiert wurde, in der Fernsehversion vorausgesetzt, nicht aber in der Rundfunksendung. Der Fernsehsprecher verließ sich offensichtlich auf das Bild, um den Spieler zu identifizieren, während der Radioreporter den Namen nannte. Das galt auch für die Beschreibung der Handlungen eines Spielers. Der Fernsehreporter nannte hin und wieder einen Namen und überließ dem Bild die Information über das Geschehen; der Radioreporter dagegen nannte den Namen eines Spielers und beschrieb, was dieser gerade tat. Diese vorläufigen Ergebnisse sprechen dafür, daß das Fernsehen eine Sprachform benutzt, die, wenn sie unangemessenerweise in Kommunikation mit geschriebenen Texten umgesetzt wird, als unscharfe Referenz erscheint.

Zwei Kommunikationsstile. Wenn diese Analyse stimmt, hängt eine unspezifizierte Referenz mit einem audiovisuellen Kommunikationsstil zusammen, bei dem ein Bild einen Teil einer Botschaft übermittelt, und Worte den anderen Teil. Er unterscheidet sich von einem rein verbalen

Kommunikationsstil, bei dem Wörter, und nur Wörter die gesamte Botschaft tragen. Unsere Analyse der Sportübertragungen brachte noch andere Merkmale zutage, die eine audiovisuelle Sprache im Fernsehen von der rein verbalen Übermittlung per Radio unterscheiden. Z.B. kommen in (dem verbalen Stil) der Radiübertragung mehr orientierende Informationen (etwa zum Spielstand usw.) vor. Dies verträgt sich gut mit einem anderen Ergebnis von Scribner und Cole, wonach die *Vai*, die die „englische-“ bzw. die „Vai-“Lesefähigkeit besaßen, innerhalb ihrer verbalen Anweisungen mehr orientierende Informationen gaben als die Analphabeten.

Die Analyse der stilistischen Unterschiede zwischen (Sprache im) Radio und Fernsehen legt nahe, daß Kinder, wenn sie ein bestimmtes Medium nutzen, damit auch ein ganz bestimmtes Modell von gesprochener Sprache, einen ganz bestimmten verbalen Stil übernehmen. Wir haben gesehen, daß Fernsehen ungenaue Referenzen bei Kindern fördert. Nun zeigt sich, daß unscharfe Referenz ein Element eines allgemeineren audiovisuellen Kommunikationsstils darstellt. Und, wie sich zeigen wird, wirken sich noch andere Aspekte dieses audiovisuellen Stils – durch den Einfluß des Fernsehens – auf die alltägliche face-to-face-Kommunikation von Kindern aus.

Untersuchungen von Laurene Meringoff und ihren Mitarbeitern (1980, 1983) erbrachten etwa, daß Kinder beim Nacherzählen einer Fernsehgeschichte häufiger ihre Gestik einsetzen als beim Erzählen einer gelesenen Geschichte aus einem Bilderbuch. Diese Gesten gaben häufig nonverbal die „action“ – also das Geschehen aus der Fernsehsendung – wieder. Durch die bewegte, dynamische Darstellung von Handlung (action) führt das Fernsehen also zu einer stärkeren Verbindung visueller und verbaler Kommunikation als ein vorgelesener Text.

Zusammenfassend ist also festzuhalten: Der Rundfunk ist dem gedruckten Text gleich, weil er genau wie dieser einen *verbalen* Kommunikationsstil präsentiert und damit auch fördert. Das Fernsehen ist dagegen der direkten, face-to-face-Kommunikation gleich, weil es einen *audiovisuellen* Stil verwendet und begünstigt. Mit der Erfindung des Buchdrucks begann historisch gesehen eine Bewegung weg vom audiovisuellen Stil. Das Radio hat diese Tendenz fortgesetzt und weiter verstärkt. Das Fernsehen dagegen löst eine Bewegung zurück zum audiovisuellen Stil aus. Darin liegt der Grund, weshalb man, wie ich glaube, das Fernsehen als eine Bedrohung für die vorangegangene historische Entwicklung, den kulturellen Fortschritt ansieht. Dieser Wandel des Kommunikationsstils ist meiner Meinung nach auch ein wichtiger Grund für die immer wieder

vorgetragene Befürchtung, das Fernsehen sei nicht nur eine Bedrohung für die Lesekultur, sondern ruiniere auch die gesprochene Sprache.

Die Medien und unsere Sinne

Wirken sich die Medien auf die Rolle aus, die jeder unserer Sinne für uns hat? Führt ein visuelles Medium wie das Fernsehen z.B. dazu, daß man sich mehr auf das verläßt, was man *sieht*, als darauf, was man *hört*? Vor Jahren schon schrieb Marshall McLuhan über, wie er es nannte, „das Verhältnis zwischen unseren Sinnen“. In seinem Buch *Die Gutenberg-Galaxis* setzte er sich mit den Auswirkungen des Alphabetismus auseinander; im Buch *Understanding Media/Die magischen Kanäle* befaßte er sich mit den elektronischen Medien. McLuhan konnte sich bei seiner Arbeit nicht auf harte wissenschaftliche Daten stützen; er ging auch wenig auf die Bedeutung der Medien für Kinder ein. Aber in den letzten fünf Jahren wurden eine ganze Reihe von Ergebnissen gerade auch im Hinblick auf Kinder gesammelt.

Wir wissen heute, daß Kinder beim Fernsehen mehr Information aus den Bildern als aus der gesprochenen Sprache entnehmen (Hayes & Birnbaum 1980). Man ist sich aber im unklaren darüber, ob dies daher rührt, weil Kinder einfach Schwierigkeiten haben, das verbale Material zu verstehen und zu behalten, oder ob die sich bewegenden Bilder davon ablenken. Bei Fünfjährigen scheint das Fernsehen keine Aufmerksamkeit vom gesprochenen Wort abzuziehen; in diesem Alter wird das Gehörte gleich gut verstanden und erinnert, ob es nun Teil einer Fernsehsendung ist oder ob es allein vorgeführt wird (Pezdek & Lehrer 1983, Pezdek & Stevens 1984). Kleinen Kindern scheint es einfach schwerer zu fallen, sich an verbales als an visuelles Material zu erinnern.

Bei älteren Kindern sieht es anders aus. Beagles-Roos und ich fanden heraus, daß Kinder mit zunehmendem Alter immer besser rein verbale Information wiedergeben können. Bei älteren Kindern wird darüber hinaus verbale Information aus einer Rundfunksendung länger behalten als solche aus einer Fernsehsendung. Und wir fanden weiter, daß bei der Wiedergabe der Radioversion mehr Dialog erinnert wurde, obwohl bei beiden Versionen die Dialoge identisch waren. Radio lenkt also mehr die Aufmerksamkeit auf das gesprochene Wort³⁹. Um mit McLuhan zu sprechen, das Verhältnis der Sinne zueinander – Hören und Sehen – hängt vom Medium ab.

Bislang habe ich das Visuelle im Gegensatz zum Auditiven behandelt.

Das wesentliche am Fernsehen ist nun aber, daß es ein *audiovisuelles* Medium ist, bei dem beide Ausdrucksformen miteinander verbunden sind. Wie wirkt sich diese Integration auf Kinder aus? Untersuchungen von Diane Jennings (1982) in England ergaben, daß bis etwa zum Alter von sieben Jahren die unmittelbare Erinnerung von Kindern an einen vorher gesehenen Stummfilm sich nicht verbessert, wenn man den Stummfilm um eine Tonspur ergänzt. In den ersten Lebensjahren hat also die visuelle Information das Übergewicht gegenüber der sprachlichen; die Fähigkeit, beide miteinander so zu verbinden, daß mehr dabei herauskommt, also mehr vom Rezipienten erfaßt wird, als wenn nur das Visuelle allein aufgenommen wird, entwickelt sich erst später.

Die Frage nach Ursache und Wirkung. Bislang ist unklar, ob es das Fernsehen ist, das die oben beschriebene Vorherrschaft des visuellen Sinnes *verursacht* oder ob das Fernsehen lediglich von einer Phase der natürlichen Entwicklung profitiert. In der Sprache von McLuhan hätten wir zu fragen: Verändert das Fernsehen das Verhältnis der Sinne des Kindes zugunsten des Visuellen oder verstärkt es lediglich ein schon bestehendes Verhältnis?

Kinder entwickeln ihre visuellen Fähigkeiten sehr stark im ersten Lebensjahr, bevor sie sprechen lernen. Ihr Wissen über die sichtbare Welt verwenden sie dann für das richtige Dekodieren – Erlernen – ihrer Muttersprache (vgl. Zukow u.a. 1982). Das visuelle Verstehen von Menschen, Dingen und Handlungen ist eine frühere und deshalb grundlegendere Verstehensform, als es die Sprache darstellt. Dieser Primat des Visuellen über das Sprachliche wartet darauf, vom Fernsehen ausgenutzt, ausgebeutet zu werden. Und es gibt Anzeichen dafür, daß es in der Tat vom Fernsehen ausgebeutet wird. Schon im Alter von sechs Monaten wird die Aufmerksamkeit von Kindern länger gefesselt durch einen Fernsehapparat, bei dem Bilder ohne Ton zu sehen sind, als durch einen, der Ton ohne Bild bietet (vgl. Hollenbeck & Slaby 1979).

Wenn man nun herausfinden will, ob das Fernsehen mehr bewirkt, als nur ein bestehendes Verhältnis zwischen Sehen und Sprechen auszunutzen, kann man untersuchen, wie Erwachsene visuelle und auditive Information verarbeiten, die getrennt gesendet werden. Wenn das Fernsehen die Dominanz des Visuellen *bewirkt*, sollte sich dies genauso stark bei Erwachsenen wie bei Kindern zeigen, ja: noch stärker bei Erwachsenen, weil diese im Laufe ihres Lebens häufiger ferngesehen haben, intensivere Erfahrungen mit dem Medium gehabt haben.

Man hat dies in einer Studie untersucht, in der man einer Gruppe von

Erwachsenen einen Stummfilm zeigte (»The Red Balloon«), während eine andere eine Schilderung der Szenen vom Tonband hörte. In einer ähnlichen Untersuchungs-Situation erinnerten sich Kinder besser an einen Stummfilm als an die Tonbandfassung (Pezdek & Stevens 1984). Im Experiment mit dem »Roten Ballon« war die Erinnerungsleistung der Erwachsenen unmittelbar nach dem Experiment in beiden Medien ungefähr gleich (Baggett 1979). Das könnte man so interpretieren, daß sich die Vorherrschaft des Visuellen mit zunehmendem Alter wieder zurückbildet. Fernsehen beeinflusst also das Verhältnis zwischen den Sinnen nicht auf Dauer; lediglich bei kleinen Kindern profitiert es von einem natürlichen, aber eben vorübergehenden Primat des Sehens. Das ist ein wichtiger Punkt zur Verteidigung des Fernsehens. Das Hören mag zwar beim Fernsehen eine weniger wichtige Rolle spielen als beim Radiohören; Fernsehen bewirkt aber keine langfristige Verringerung der Bedeutung von auditiven Reizen im allgemeinen.

Bilder und Langzeitgedächtnis. Die Vorherrschaft des Visuellen gegenüber dem Auditiven nimmt zweifellos mit zunehmendem Alter ab, verschwindet aber nicht ganz. So wurde zwar die Erinnerung der Erwachsenen an den »Roten Ballon« unmittelbar danach nicht durch das Medium beeinflusst; ein weiterer Test sieben Tage später zeigte jedoch, daß der Vergessensprozeß bei der Tonbandgruppe stärker ausfiel als bei der Filmgruppe. Sogar bei Erwachsenen erwies sich das visuelle Gedächtnis also als nachhaltiger – verglichen mit dem auditiven Gedächtnis. Ein Freund von mir brachte dies neulich auf den Punkt, nachdem er den Film »My Dinner with André/Mein Abendessen mit André« besucht hatte, einen Film ohne jede Handlung, der nur eine lange Konversation beim Essen zeigt: „Jedem gefällt es, aber kein Mensch kann sich später an etwas davon erinnern.“

Ein ganz anderer Film ist »E.T.«^{39a}. Er ist ein sehr visueller Film, in dem Nonverbales dominiert und kaum Dialoge vorkommen. Vielleicht ist dies aber der Grund für seine große Popularität bei kleinen Kindern: Er entspricht ihrem entwicklungsbedingten Sinnesverhältnis, in dem das Visuelle gegenüber dem Sprachlichen Übergewicht hat. Erwachsene dagegen, speziell solche, die mit Büchern und Radio aufgewachsen sind, mögen einen derart spracharmen, typisch nonverbalen Film ablehnen.

Das innere Auge: Vorstellungskraft (Imagination)

In einem Interview beklagte sich einmal ein pensionierter Sport-Radioreporter darüber, daß die Fernsehübertragungen von Baseball-Spielen immer mehr an Bedeutung gegenüber den Radioberichterstattungen gewinnen würden. Er meinte, der Radiohörer sei für einen Reporter noch ein richtiger, gleichwertiger Partner gewesen, dessen Einbildungskraft und Gedächtnis gefordert worden seien. Dies sei heutzutage bei Fernsehreportagen bedauerlicherweise nicht mehr nötig.

Stimmt es, daß das Radio(hören) die Einbildungskraft anregt? Ist der Zuhörer tatsächlich ein gleichwertiger Partner des Reporters, weil er ein inneres Bild vom Spiel beisteuern muß, so wie es gerade abläuft; ein Bild, das auch das Gedächtnis beansprucht und das bei jedem Zuhörer individuell verschieden, eine ganz persönliche, eigene Angelegenheit ist? Diese Vermutung unterstellt, Radiohören stimuliere die Vorstellungskraft mehr als das Fernsehen, einfach weil es mehr Raum für die Phantasie lasse.

Wir haben zu dieser Frage eine weitere Untersuchung mit einem Vergleich Radio/Fernsehen durchgeführt und präsentierten Grundschulkindern jeweils eine Geschichte als Radiosendung und eine andere als Fernsehsendung. Die Geschichten wurden kurz vor dem Ende abgebrochen, und die Kinder aufgefordert, sie weiterzuführen. Die Vorstellungskraft (imagination) haben wir gemessen, indem wir ausählten, wieviel *neue* thematische Elemente die Kinder jeweils in ihren Fortsetzungen verwendeten, also Elemente, die in den (gehörten oder gesehenen) Geschichten zuvor nicht vorgekommen waren. Es stellte sich heraus, daß die Kinder bei der Fortsetzung von Radiogesichten wesentlich mehr Phantasie zeigten, also mehr neuartige Themen erzählten, als im Anschluß an die Fernsehsendungen. Diese Ergebnisse scheinen also die Annahme des oben zitierten Radioreporters – daß das Radio die Einbildungskraft anregt – wissenschaftlich zu untermauern und McLubans zentrale These zu bestätigen (Greenfield, Farrer & Beagles-Roos 1986).

Es wird aber auch behauptet, daß das Fernsehen Phantasie und Vorstellungsfähigkeit in Wirklichkeit unterdrückt. So fanden z.B. Dorothy und Jerome Singer in einer Untersuchung mit Vorschulkindern: je mehr ein Kind fernsieht, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, daß es einen phantasierten Spielgefährten hat. Dieser nur in der Einbildung existierende Freund war für die Forscher der Indikator für Vorstellungskraft (imagination). Dieselben Kinder wurden dann bis zum Alter von acht Jahren fortlaufend untersucht. Die Singers fanden, daß ausgeprägtes

Vielsehen – und zwar speziell von Action-/Abenteuerfilmen – bei den Kindern ohne Ausnahme mit geringen Phantasiewerten beim Spielen korrelierte. In einer Studie unter natürlichen Bedingungen in Kanada stellte sich weiter heraus, daß nach der Einführung des Fernsehens in einer Stadt die Kreativität der Kinder abnahm; Maßstab für Kreativität war die Tatsache, ob Kinder möglichst viele Verwendungsmöglichkeiten für bestimmte alltägliche Gegenstände aufzählen konnten (vgl. Singer & Singer 1981, 1983 Harrison & Williams 1977).⁴⁰

Nun sind die Auswirkungen von Medien auf Vorstellungskraft und Phantasie nicht so einfach. Zum einen haben nicht alle Fernsehsendungen den beschriebenen unerwünschten Effekt. Ergebnisse anderer Untersuchungen durch das Ehepaar Singer (s.o) deuten darauf hin, daß bestimmte Sendungen die Einbildungskraft anregen und fördern können. Das gilt z.B. für die Kindersendung »Mr.Rogers«^{40a}, die sich von den üblichen Filmen durch ein besonders langsames Tempo unterscheidet, durch Pausen, in denen die Kinder selbst agieren, auf das Gesehene reagieren können, und dadurch, daß eine ‚ganz andere‘, eine besonders phantasievolle Welt geschaffen wird. Diese Sendung erwies sich als phantasieanregend, z.B. in bezug auf das Spielverhalten der Kinder, besonders bei weniger phantasievollen Vorschulkindern. Auch die Vorschulserie »Sesame Street« trug zu mehr Phantasie im Spiel von anfangs recht phantasiearmen Kindern bei, allerdings nicht in so ausgeprägtem Maße wie die Serie »Mr.Rogers«. Der Zusammenhang ist auch insofern komplex, als sich das Fernsehen auf einige kreative oder phantasievolle Aufgaben positiv auszuwirken scheint, auf andere dagegen überhaupt nicht (vgl. Singer & Singer 1976, Tower u.a. 1979, Runco & Pezdek 1982, Himmelweit u.a. 1958).

In den bisher geschilderten Untersuchungen wurde Vorstellungskraft oder Phantasie mittels sprachlicher Äußerungen der Kinder erfaßt. Wenn man aber von Vorstellungskraft spricht, denkt man in der Regel nur an „innere Bilder“ (visual imagery). Meringoff und ihre Mitarbeiter (1981) haben deshalb Geschichten in den Medien Radio, Fernsehen und Bilderbuch daraufhin untersucht, welche inneren Bilder sie anregen. Nach dem Hören, Sehen oder Lesen sollten die Kinder zu der Geschichte Bilder zeichnen. Wie sich zeigte, wurden die phantasievollsten Bilder zu der Radioversion gefertigt. Als phantasievoll wurde betrachtet, wenn die Kinder dabei den Inhalt der Geschichte mit einer größeren Vielfalt abbildeten und mehr ‚fremde‘ Elemente in ihre Zeichnungen einbrachten, die in der Geschichte selbst nicht aufgetaucht waren. Betrachtet man allerdings nicht die Originalität der Zeichnungen, sondern ihre Qualität, so zeigt sich, daß die Kinder der Fernsehversion und Bilderbuchversion

besser abschnitten. In diesen Fällen zeichneten die Kinder die Hauptfiguren häufiger aus einer ungewöhnlichen Perspektive und statteten sie öfter mit ungewöhnlichen Details aus. Diese Auswirkungen des Fernsehens wurden auch in einer skandinavischen Untersuchung beobachtet (Feilitzen u.a. 1977). So scheint das Fernsehen gegenüber dem Radio schlechter abzuschneiden, wenn es darum geht, die Vielfalt der kindlichen Erfahrungen zu erweitern, die sich dann in Zeichnungen niederschlägt; andererseits fördert das Fernsehen offensichtlich visuelle Fertigkeiten, wie man sie z.B. für perspektivische Abbildungen braucht.

Das Radio fördert die Vorstellungskraft wohl deshalb (und, wie wir gesehen haben, mehr als das Fernsehen), weil es visuelle Leerstellen zurückläßt, die der Zuhörer mit der eigenen Phantasie ausfüllen muß. Dazu greift er auf sein Hintergrundwissen zurück. Tatsächlich benutzen Kinder vor allem ihr Vorwissen und ihre eigenen Erfahrungen, wenn es darum geht, eine im Radio gehörte Geschichte zu interpretieren. Bei einer Fernsehsendung tun sie das weniger. Man kann daraus den Schluß ziehen, daß eine rein sprachliche Darbietungsweise für eine Person dann mehr Sinn macht, wenn sie über das nötige (Vor-)Wissen und den richtigen Erfahrungshintergrund verfügt. Dasselbe müßte auch für Texte in gedruckter Form gelten. In der Tat konnte eine Studie nachweisen, daß im Hinblick auf das Stimulieren von phantasievолlem Denken Druckmedien ebenso effektiv sind wie das Radio (Greenfield 1982, Beagles-Roos & Gat 1983, Meline 1976).

Wenn beim Lesen und Zuhören Kindern aber das erforderliche Hintergrundwissen fehlt, können sie den Inhalt mißverstehen. Das muß nicht immer ein Nachteil sein. Wenn die Kinder z.B. ein Buch lesen, das ihre Erfahrungen von Sexualität oder von Gewalt übersteigt, werden sie sich einfach „falsche“ Vorstellungen machen oder auch überhaupt keine⁴¹. Ganz anders ist es beim Fernsehen oder beim Film. Hier werden die Kinder unabhängig von ihren Erfahrungen einfach *gezwungen*, etwas so zu sehen, wie es wirklich ist. Die sprachlichen Medien passen sich also dem Entwicklungsstand des kindlichen Zuhörers oder Lesers an, weil sie seiner Vorstellungskraft sehr viel überlassen. Dies ist wahrscheinlich der Grund dafür, daß man sich über Gewalt in Büchern oder im Radio nie so aufgeregt hat, wie man es heute im Hinblick auf das Fernsehen, das Kino oder Video tut, obwohl die Gewalt in all diesen Medien wahrscheinlich ähnlich ausgeprägt ist.

Meine Tochter hat *Macbeth* zuerst gelesen und dann die Verfilmung von Polanski gesehen. Sie hatte zwar gelesen, daß Macbeth zum Schluß geköpft wird, aber das im Film wirklich mit eigenen Augen zu *sehen*, war

für sie ein echter Schock. Hinterher meinte sie, es sei ihr beim Lesen gar nicht klar geworden, wieviel Gewalt in diesem Theaterstück vorkäme. Sie reagierten ähnlich wie die Kinder, die vor mehr als 25 Jahren in England von Hilde Himmelweit und ihren Mitarbeitern (1958) befragt wurden: Auf ein Kind, das angab, von etwas erschreckt worden zu sein, das es gelesen oder im Radio gehört hatte, kamen deren zwei, die sich vor etwas fürchteten, das sie auf der Kinoleinwand oder auf dem Fernsehbildschirm gesehen hatten. Der visuelle Realismus von Film oder Fernsehen ist von Vorteil, wenn es darum geht, Neues zu erlernen. Aber es kann von Nachteil sein, wenn das, was geboten wird, den emotionalen Entwicklungsstand des Kindes übersteigt oder wenn man die Vorstellungskraft des Kindes anregen will.

Impulsivität versus Reflexion und Ausdauer

Im Vergleich zu einem gedruckten Text sind Fernsehsendungen oft durch schnellen Bildwechsel und ständige Bewegung gekennzeichnet. Fernsehen läßt den Gedanken des Zuschauers kaum Zeit. Daraus wurden Vermutungen abgeleitet, daß Fernsehen einen impulsiven Denkstil eher begünstige als einen reflexiven und daß es die Ausdauer bei intellektuellen Aufgaben verschlechtere. In einer Studie konnte man auch tatsächlich nachweisen, daß eine Einschränkung des Fernsehkonsums bei Sechsjährigen die intellektuelle Impulsivität verringerte und die Reflexion erhöhte – beides gemessen mit einem standardisierten Test (Gadberry & Schneider 1978). Nach einem Untersuchungsergebnis aus den USA zeichnen sich Viel(fern)seher dadurch aus, daß sie ungeduldiger und unruhiger sind^{41a} (Singer & Singer 1983 b). In Kanada schnitten erwachsene Einwohner einer Stadt, in der es kein Fernsehen gab, bei solchen Problemlösungsaufgaben besser ab, die Ausdauer über längere Zeit erforderten (Williams 1983).

Untersuchungsergebnisse wie diese hängen wohl damit zusammen, daß man sich beim Fernsehen dem Tempo der Sendung anpassen muß; einen Text kann der Leser dagegen so schnell oder so langsam verarbeiten, wie er will. Im Fernsehen tauchen fortlaufend neue Reize auf, die assimiliert werden wollen; der Zuschauer hat keine Zeit, so lange zu warten, bis er die vorangegangene Information verstanden hat. (Hier eröffnet aber der immer verbreiteter werdende Videorecorder die Chance, eine Sendung anzuhalten, sie in Ruhe zu verarbeiten, oder sie auch ein zweites Mal ganz zu sehen).

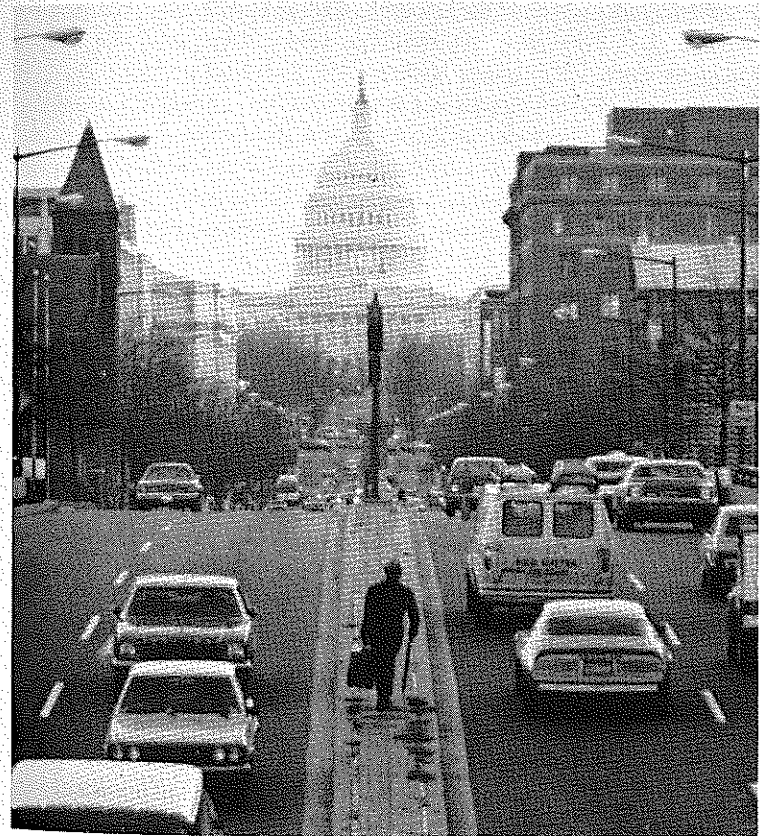
Man sollte sich klarmachen, daß diese spezifische Qualität des

Fernsehens, nämlich ein – schnelles – Tempo vorzugeben, dem sich der (kindliche oder erwachsene) Zuschauer anpassen muß, für alle Sendungen, alle Sparten, gilt. Im Hinblick auf das Tempo hat man vor allem die Vorschulserie »Sesame Street« kritisiert, obwohl darin ganz unterschiedliche – schnelle wie langsame – Stile vorkommen. Daniel Anderson untersuchte den Effekt auf Reflexion und Ausdauer bei der Lösung von Aufgaben. Temporeiche Sendungen (*fast paced programs*) waren gekennzeichnet durch häufigere Schnitte, Szenenwechsel und Action unterschiedlicher Art; den „langsamen“ Sendungen fehlten diese Merkmale. Anderson, der für seine Untersuchungen spezielle »Sesame Street«-Programme heranzog, konnte keine Auswirkungen des Tempos auf Vierjährige feststellen (Anderson u.a. 1977)⁴². Wenn das Fernsehen also Reflexion und Ausdauer verringert, dürfte das nicht auf bestimmte Produktions-Techniken zurückgehen, sondern auf die prinzipielle Tatsache, daß sich dieses Medium in der realen Zeitdimension entfaltet. Deshalb zwingt es dem Zuschauer eher sein Tempo auf als umgekehrt.

Texte lassen dem Leser im Vergleich zu Fernsehen und Film nicht nur mehr Zeit für selbständiges Nachdenken, sondern können auch Gedanken viel besser wiedergeben. Ein großer Teil des Buches *Being there/ Willkommen, Mr. Chance* von Jerzy Kosinski⁴³ besteht aus den Gedanken der Hauptfigur Chance. Mein Sohn hat die Filmversion des Romans angeschaut und völlig zurecht bemerkt, daß man dabei nur sieht, was Mr. Chance gerade im Fernsehen anschaut, aber nichts darüber erfährt, welche Gedanken ihm dabei durch den Kopf gehen, man also die Feinheiten nicht mitbekommt. Das Übergewicht von Fernsehen und Film im täglichen Medien-Menü der Kinder bedeutet also, daß diese kaum Modelle menschlichen Denkens kennenlernen, denn der Film ist gezwungen, innere Prozesse, Gedanken, Ideen durch äussere Handlungen, durch Beobachtbares darzustellen. Das Fehlen von reflexiven Vorbildern kann ein Grund dafür sein, warum Vielseher eher einen impulsiven Stil im Denken und Handeln an den Tag legen.

Konsequenzen für die Erziehung und die Sozialisation

Mehr noch als das Medium selbst bestimmen seine Nutzung und die soziale Umgebung, wie sich das Medium auf die Denkweise der Kinder auswirkt. So ist ein Text für sich genommen nur ein Medium, um Informationen zu übermitteln; er ist von sich aus kein „Apparat“ anspruchsvoller Formen des Denkens. Ein gedruckter Text ist vermutlich



»Willkommen Mr. Chance«

ein weniger effektiver Weg, um Informationen zu übermitteln; das Fernsehen mit seinen dynamischen Bildern ist darin überlegen, denn diese Bilder können leichter verstanden und besser behalten werden als Worte.

Man sollte das Fernsehen in der Schule häufiger einsetzen, um Informationen zu vermitteln. Aber dies sollte so geschehen, daß immer eine Diskussion über die Sendung in der Klasse angeregt wird. Wie gut ein Kind in der Lage ist, zu erklären, was es in einer Fernsehsendung gesehen hat, hängt wohl erheblich vom Lehrer-Schüler-Dialog ab, der sich im Umfeld des Fernsehens abspielt. Weder Text noch Fernsehen oder Film können menschliche Interaktionen ersetzen; sie müssen vielmehr damit verbunden werden und von ihnen durchdrungen sein.

Pädagogisch gesehen ist die Schwäche des einen Mediums die Stärke des anderen. Das Fernsehen hat zweifellos seinen Wert, aber die Kinder brauchen auch Erfahrungen anderer Art. Die Eltern sollten die Zeit beschränken, die ihre Kinder vor dem Fernseher zubringen, und andere Medien bzw. Erfahrungen verfügbar machen, die das (Nach-)Denken und die Phantasie anregen. Man sollte aus diesem Grund die Kinder immer wieder zum Lesen ermutigen und auch Gelegenheit geben, durch Radiohören (oder mit Hilfe von Schallplatten/Tonkassetten) die Vorstellungskraft anzuregen.

Kinder müssen auch lernen, sich auszudrücken, sich zu artikulieren. Diese Fertigkeit wird in stärkerem Maß durch die sprachlichen Medien Text und Radio gefördert als durch das audiovisuelle Medium Fernsehen. Fernsehen wirkt sich aber positiv auf nonverbale Kommunikationsfähigkeit aus, die genauso wichtig ist. Auch hier ist also eine Kombination von Medien zu befürworten.

Gerade weil das Fernsehen ein so effizientes Lernmittel ist, kommt es darauf an, daß die Kinder Programme von hoher Qualität zu sehen bekommen. Das sind solche Programme, die nicht den emotionalen Entwicklungsstand des Kindes überfordern, sondern vielmehr Phantasie vermitteln oder Tatsachenwissen, das für das wirkliche Leben nützlich, aber nicht schädlich ist. Wie man die Qualität der Fernsehprogramme verbessern könnte, ist eine zentrale Frage, die aber in diesem Buch nicht behandelt werden kann. Jedoch läßt sich aus diesem wie aus den vorhergegangenen Kapiteln die Schlußfolgerung ziehen, daß Eltern viel dazu beitragen können, die Wirkung des Fernsehens zu verbessern, indem sie auswählen, was die Kinder sehen und indem sie über das Gesehene mit den Kindern reden, um sie dazu anzuleiten, kritisch und mit Verstand fernzusehen.